



*Bahnhof Wehlau*



*Bahnhof Wehlau*

geringer, aber wohl ähnlich geartet, war der Güterverkehr auf dem Bahnhof der Stadt Tapiau, der an der gleichen Bahnstrecke lag.

Durch die Wirtschaftsstruktur des Kreises war der Gütereingang wie folgt gekennzeichnet:

Kohletransporte kamen aus Oberschlesien, Briketts lieferte die Lausitz (Senftenberg), Steine für den Straßenbau kamen aus Schlesien, Düngemittel aus Mitteldeutschland (Granit-Gabro).

Der Kohlebedarf war nicht groß, da wir keine nennenswerte Industrie hatten. Die am Wasser liegenden Pinnau-Werke und die Stadtwerke von Wehlau erhielten die Kohle per Schiff.

Baustoffe wurden wenig benötigt. Es wurde nicht viel gebaut. Die einheimische Ziegelindustrie belieferte die Bauten direkt.

Mit dem Wirtschaftsaufschwung 1933 belebte sich auch der Güterverkehr. Im Gütereingang konnte man mit Vorbehalt wöchentlich mit etwa 100 bis 150 Waggons rechnen. Für den Güterausgang war die Wirtschaftsstruktur noch bestimmender. Die Viehzucht stand im Vordergrund. Daher überwog der Viehversand (Rinder, Schweine, Pferde) und der Versand von Erzeugnissen der Milchwirtschaft (Butter, Käse). In großen Stückgutpartien wurden täglich Butter und Käse auf-



*Bahnhof Tapiau*

gegeben, weil es oft zu vollen Wagenladungen nicht reichte. Im Herbst verstärkte sich der Güterausgang durch das Verladen von Kartoffeln und Getreide.

Der Versand von Holz war von geringerer Bedeutung. Das meiste zu verladende Holz kam vom Löbenichtschen Hospitalforst, weil dort eine Eisenbahnverladestelle für Stämme und Langholz eingerichtet war.

Die recht bedeutende Ziegelindustrie entlang der Alle oberhalb Wehlau (Richau, Kl.-Nuhr) verschickte die Ziegel per Schiff.

Die Pinnau benötigte für ihre Mahlerzeugnisse und Kartonagen etwa 100 Waggon pro Woche.

Der Viehtransport aus Ostpreußen wickelte sich durch vier regelmäßig verkehrende Viehzüge ab. Zwei verkehrten über Königsberg—Marienburg, zwei über Allenstein—Deutsch-Eylau. Von Wehlau ging das meiste Vieh nach Berlin und Sachsen. Wurde verstärkt Vieh angeliefert, wurden Bedarfszüge zusätzlich eingesetzt.

Eine Sonderstellung nahm im Viehtransport der Wehlauer Pferdemarkt ein. Dann herrschte auf dem gesamten Bahnhof Hochbetrieb, besonders aber auf dem Güterbahnhof. Zusätzliche Abfertigungsstellen wurden eingerichtet und Aushilfspersonal von andern Bahnhöfen zugezogen. Während der Dauer des Marktes (eine Woche) wurden mindestens 1000 bis 1200 Waggons mit ca. 8000 bis 10 000 Pferden verladen.

## Die Landwirtschaft im Kreise Wehlau

Ein Rückblick von Raethjen-Hasenberg

Es ist ein eigenartiges Gefühl, wenn man sich jetzt, viele Jahre nach dem Verlassen der Heimat, an den Schreibtisch setzt, um über die Landwirtschaft in unserem Heimatkreis zu berichten. Die Bilder und Gedanken überstürzen sich fast. Das eine letzte Bild wird mir, wie wohl jedem von uns, besonders deutlich vor Augen stehen, solange wir leben; dieser Januartag mit einer leicht verhängten Sonne über dem weiten Schneefeld. Wir, die letzten Volkssturmhaufen, zogen auf der Chaussee von Tapiau in Richtung Königsberg, und immer wieder ging mein Blick zur Seite und zurück zu den Bäumen von Hasenberg. Kein Laut war zu hören außer dem Knirschen des Schnees unter unseren Füßen. Tiefer Friede lag über der ganzen Landschaft, und man meinte es nicht fassen zu können, daß dies nun das letzte, der Abschied sei, von dem, was mehr schien als Leben und Sein.

Wenn ich dem Wunsche, etwas über die Landwirtschaft unseres Kreises zu schreiben, nachkomme, tue ich dies mit Bedenken, da ich weiß, wie lückenhaft meine Kenntnisse sind, und daß dem Gedächtnis in den Jahren

seit der Flucht manches entfallen ist. Vieles ist beim Studium unseres alten, lieben Güteradreßbuches von Niekammer wieder lebendig geworden und in den wesentlichen Zahlen habe ich mich auch ganz darauf gestützt. Es sind dies Angaben aus dem Jahre 1931, die besonders weit zurückliegen, wenn man bedenkt, daß gerade im letzten halben Jahrzehnt vor dem Kriege Bewirtschaftung und Erträge in Ostpreußen einen hohen Aufschwung genommen hatten. Besonderen Anteil hatte hieran die stark zunehmende Motorisierung. Bei der verhältnismäßig kurzen Vegetationszeit war es in den meisten Betrieben nicht möglich, die erforderlichen Bestellungs- und Ackerbearbeitungsarbeiten mit tierischem Angespann kurzfristig zur optimalen Zeit zu erledigen. Hier brachte der Trecker die große Hilfe, nicht nur auf den zum größten Teil leichter zu behandelnden Böden nördlich des Pregels, sondern vor allem auch auf den „Minutenböden“ im südlichen Kreisteil.

Wenn auch die Erinnerungen an Wetter und Klima mit dem Abstand der Jahre immer besser zu werden pflegen — nie hat es so schöne Schneewinter, so gute Eisbahnen, so schöne Sommer gegeben, wie in den Kindheitserinnerungen — glaube ich doch, daß das Wehlauer Klima für die Landwirtschaft nicht ungünstig war. Zwar setzten das Frühjahr später, der Herbst und Winter früher ein, als selbst in den Mittelgebirgslagen Mittel- und Süddeutschlands, aber wir hatten fast regelmäßig eine günstige Bestellungszeit für die Sommerung, Rüben und Kartoffeln, die in Wirtschaften mit ausreichendem Arbeitspotential im allgemeinen Anfang Mai in der Erde waren. Wir hatten durch die Nähe der See kaum vorsommerliche Dürreperioden, so daß auch auf den Mittelböden die sogenannten trockenen Jahre immer die besten waren. Wir hatten aber auch für die Getreideernte einen recht gewitterreichen Hochsommer. Diese Gewitterperioden setzten meistens dann ein, wenn der Roggen in Hocken stand und eingefahren werden sollte, so daß Getreideernte und ein besorgter Blick in den Mittagshimmel in meiner Erinnerung fest miteinander verbunden sind. Durch die von Osten her kontinental beeinflusste Lage waren die Sommertage und die Sonneneinstrahlung länger als in Süddeutschland, die Ernte daher trotz späteren Einsetzens der Vegetation nicht wesentlich später als in den Mittelgebirgen Westdeutschlands. Mit zunehmender Entfernung von der See wurde nach Südosten das Klima rasch kontinentaler mit niedrigeren Winter-, höheren Sommertemperaturen und Abnahme der Niederschläge. So wurden schon in Masuren zum Teil 200 mm geringere Jahresniederschläge gemessen als bei uns.

Durch die kürzere Vegetationszeit wirtschafteten wir natürlich teurer als die westdeutsche Landwirtschaft. Wenn trotzdem, gemessen an dem Lebensstandard der Landwirtschaft der schwierigen Gebirgslagen, bei uns eine breite Wohlhabenheit herrschte, so lag das daran, daß der wirtschaftliche Nutzeffekt unserer Arbeit durch Flurlage, Fruchtfolge, Baulichkeiten aus der Notwendigkeit geboren, wesentlich höher war, als

hier. Der Unterschied würde heute mit den Fortschritten in der Mechanisierung noch größer sein.

Die Bodenunterschiede im Kreise Wehlau waren, wie auch in den Nachbarkreisen Gerdaunen, Insterburg und Bartenstein sehr groß. Den verhältnismäßig besten Boden hatte wohl im Westteil ein etwa 5 km breiter Streifen nördlich des Pregels, das Westufer der Deime, die Gegend Reipen-Nickelsdorf, bei Augken, Stobingen-Taplacken, bei Plibischken und Stadthausen-Schirrau. Das Ostufer der Deimeniederung hatte ebenso wie Teile des Pregelufers häufig Sandboden, die „Pregel- und Deime-dünen“. Im allgemeinen hatte die Kreishälfte nördlich des Pregels milderen, leichter bearbeitbaren Boden als die südlich des Pregels. Hier waren Lehm- bis Tonböden vorherrschend, Böden, bei denen die Bestellung des Ackers eine Kunst war, die meisterhaft nur beherrscht wurde von denen, die dort aufgewachsen waren. Hier lag auch das größte zusammenhängende Waldgebiet des Kreises, der Frising, an den im Süden das allen Ostpreußen bekannte Zehlaubuch, ein großes, schwer begehbares Hochmoorgebiet, grenzte. Im Verhältnis zu anderen ostpreußischen Kreisen hatte der Kreis Wehlau viel Wald, fast 30 Prozent seiner Fläche. Im Nordosten die Drusker und Leiper Forst, im Nordwesten die Forst Greiben und das Tapiauer Nordrevier, im Südosten die Hospital-Forst Klein-Nuhr.

Infolge der schwierigen Bearbeitungsmöglichkeiten war der Anteil der Dauerweiden an der landwirtschaftlichen Nutzfläche in der südlichen Kreishälfte im allgemeinen wesentlich höher als in der nördlichen, während der Wiesenanteil naturgemäß in den Flußtälern am höchsten war. Außer den Flußwiesen hatten wir größtenteils Moorwiesen. Feldwiesen, wie in West- und Süddeutschland, gab es nicht. Im Kreisdurchschnitt war ein Viertel der Nutzfläche Dauerweide, etwa ein Achtel Wiesen. Annähernd ein Achtel diente im Feldfutterbau noch der Heu- bzw. Grünfütterergewinnung, so daß die Hälfte der Fläche durch Beweidung und Rauhfütterergewinnung genutzt wurde. Diesem hohen Grünanteil gegenüber war die Besetzung mit Vieh verhältnismäßig gering — es wurden im Kreisdurchschnitt etwa 75 ar Futterfläche je Großvieheinheit gebraucht — in der Hauptsache bedingt durch den verhältnismäßig hohen Flächenbedarf bei Standweiden und die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse in einem Teil der südlichen Kreishälfte. Beim Rindvieh wurden fast alle geborenen Kälber aufgezogen, so daß der Bestand an Jungvieh höher war als der an Kühen. Die größeren Herden waren fast alle, die kleineren Rindviehbestände zum Teil der ostpreußischen Holländer-Herdbuch-Gesellschaft angeschlossen, auch wenn sie keine Zuchttiere über diese verkauften. Der Anschluß erfolgte schon um der wertvollen züchterischen Bearbeitung willen. Vor etwa 100 Jahren wurden die ersten schwarzbunten Friesen in den Kreis Wehlau eingeführt und bildeten die Grundlage für die ältesten Herden der Herdbuch-Gesellschaft, die 1882 gegründet, in wenigen Jahrzehnten das Sommerbild der ostpreußi-

schen Landschaft mit den preußischen Farben ihrer Rinder grundlegend bestimmte. Bis in die letzte Zeit haben Hochzuchtherden aus dem Kreise die ostpreußische Rindviehzucht maßgebend beeinflusst, um nur einige zu nennen: von Perbandt-Langendorf-Pomedien, Ferno-Kuglacken, Schikowski-Moterau und die Herde eines der besten Züchter der Herdbuch-Gesellschaft Lorek-Popelken, die leider mit dem zur Aufsiedlung gekommenen Popelken den schweren Jahren der Krisenzeit Anfang der 30er Jahre zum Opfer gefallen war. Zwei der fünf Vorsitzenden der Gesellschaft im Laufe der Jahre von 1882—1945 stammten aus dem Kreise, und zwar der zweite Vorsitzende, Amtsrat Schrewe-Kleinhof, und der dritte, Georg von Perbandt-Langendorf, der Vater unseres vorletzten Landrates. Wir müssen hier auch an den Geschäftsführer der Herdbuch-Gesellschaft, Dr. Peters, denken, dessen einmaliger Züchterblick und Initiative unsere Rinderzucht aufgebaut und in die Weltspitzenklasse gebracht haben.

Der durchschnittliche Milchertrag der etwa 17 000 Kühe im Kreise war mit 3300 Litern im Jahr vor dem Kriege hoch. Von den meisten süddeutschen Kreisen wird dieser Ertrag auch heute noch nicht erreicht, trotz weiterer 20 Jahre züchterischer Arbeit.

Das gesamte Rindvieh wurde Anfang Mai auf die Weide getrieben und erst Mitte Oktober, Jungvieh und Fohlen teilweise erst im November wieder aufgestallt. In den letzten Jahren nahm eine starke Unterteilung der Weiden (kurze Beweidung und längere Ruhepause) immer mehr zu. Mit den steigenden Erträgen des letzten Jahrzehnts wurde auch die Besatzdichte mit Rindvieh erhöht. Diese wies von Betrieb zu Betrieb wohl große Unterschiede auf, war aber im allgemeinen in den einzelnen Teilen des Kreises verhältnismäßig ausgeglichen, wenn auch im Süden Betriebe mit geringem Viehbesatz öfter vorkamen als im Norden.

Auch die Pferdezucht war fast gleichmäßig über das ganze Kreisgebiet verteilt. Im Kreisdurchschnitt wurden auf 100 ha Wirtschaftsfläche etwa 12 Pferde und sechs Fohlen gehalten. Ein leichter, für die Arbeit bequemer Kaltblüter verdrängte in steigendem Maße das edle ostpreußische Pferd Trakehner Abstammung. Trotzdem hielten diesem noch viele Bauern und Landwirte, auch auf dem schweren Boden der Allenburger Gegend, die Treue, und die Zahl der jährlich verkauften Remonten war erheblich.

Die Schafhaltung spielte im Kreise keine Rolle. Größere Herden auf den Gütern gab es kaum; während noch vor 100 Jahren, zum Beispiel in Kleinhof, sehr große Schafherden, damals fast ausschließlich zur Wollgewinnung gehalten wurden.

Infolge des hohen Anteils an schwerem Boden war die Kartoffelbaufläche im Kreise nicht hoch. Trotzdem wurden verhältnismäßig viele Schweine gehalten, auch auf den schweren Böden des Südens. Während sonst mit steigender Betriebsgröße die Schweinehaltung stark zurückzugehen pflegt, war dies bei uns kaum der Fall, da auf den Gütern

nördlich des Pregels zum Teil viel Kartoffeln angebaut wurden, die wegen des schwierigen Absatzes von Speisekartoffeln und des Fehlens von Brennereien über den Schweinemagen verwertet wurden.

Die Hauptanbaufläche des Ackers nahm mit etwa 58 Prozent das Getreide ein, von dem etwa die Hälfte Brotgetreide, der Rest Futtergetreide war. Hafer und Menggetreide wurden etwa in gleichem Umfang, Gerste etwas weniger angebaut. Bei der Winterung war die Anbaufläche von Roggen über doppelt so groß als die von Weizen, da durch Auswinterung Weizen stärker gefährdet war. Nur in der Allenburger Gegend wurde Weizen stärker als Roggen angebaut, da dieser auf den schweren Böden leicht ausnaßte. Der durchschnittliche Getreideertrag wird zwischen 20 und 30 Doppelzentnern je ha gelegen haben, ich entsinne mich, in Hasenberg in zehnjährigem Durchschnitt 30,5 dz geerntet zu haben. Verhältnismäßig stark vertreten waren mit 7 Prozent der Ackerfläche die Hülsenfrüchte, von denen über die Hälfte als Mischfrucht mit Getreide angebaut wurde. Der Rest bestand aus Wicken, Pferdebohnen (vor allem im Süden) und Gemenge. Südlich des Pregels war der Hülsenfruchtanbau stärker als im Norden des Kreises. Der Anbau von Speiseerbsen war gering, auch Süßlupinen gewannen nur sehr langsam an Boden, da es im Kreise nur wenig ausgesprochenen Lupinenboden gab. Etwa ein Fünftel der Ackerfläche nahm im Kreisdurchschnitt der Feldfutterbau ein. Hierbei war die Luzernefläche unbedeutend, sie paßte auch nicht zu dem im Durchschnitt feuchten Klima. Es wurde fast ausschließlich Rotklee mit Thimotheegras angebaut, der im Jahr nach der Einsaat zwei gute Schnitte und im folgenden Jahr noch mit dem ersten Schnitt ein ausgezeichnetes Milchviehrauhfutter gab, vor allem mit der hier nötigen Stickstoffhilfe. Im Anschluß an die Ernte war Zeit und Gelegenheit, den Boden gründlich und sorgfältig zu bearbeiten und so diese zwei Jahre Feldfutterbau zu der Gesundungsfrucht im Rahmen unserer Fruchtfolgen zu machen, die die im Verhältnis zu unserem Klima hohen Gesamterträge ermöglichten. Angesät wurde der Rotklee öfter in Roggen, wobei das Lieschgras im Herbst in den Roggen gemischt mitgedrillt wurde, und der Klee im Frühjahr, möglichst noch auf den gefrorenen Böden, wenn er schneefrei war, übergesät wurde. Durch diesen Kleegrasanbau brauchte der Rotklee nur etwa in zehnjähriger Folge gebracht zu werden, wodurch unser Klee gesund blieb und nicht die Bodenermüdungskrankheiten zeigte, wie viele Kleebestände im Westen und Süden. Für unsere Pferde durfte natürlich das „Grünfutter“ nicht fehlen, Wicken mit etwas Haferbeimengung, das, in halbreifem Zustand während der Getreideernte verfüttert, viel Kraftfutter von den dann schon meist etwas geräumten Getreidespeichern einsparen ließ.

Olfrüchte wurden mit Ausnahme der Kriegsjahre, wo eine Anbauauflage bestand, kaum angebaut, obwohl Rübsen nach Kleebrache gute Erträge brachten, wenn rechtzeitig etwas gegen den Rapsglanzkäfer

getan wurde. Außerdem bildeten sie eine ausgezeichnete Vorfrucht für Weizen.

Der Hackfruchtanbau war nicht hoch, obwohl im nördlichen Kreisteil bodenmäßig die Möglichkeit bestanden hätte. Dies wird zum großen Teil darin seinen Grund gehabt haben, daß der finanziell gesunde ostpreußische Bauer meist nicht auf Geldertrag wirtschaftete, sondern ihn die Gesunderhaltung des Bodens und die Erhaltung und Vermehrung der „alten Kraft“ wichtiger waren, als hohe Geldeinnahme. Erst kam die Wirtschaft, die Arbeits- und Lebensgrundlage für die Familie, dann erst der „Lebensstandard“, nach dem heute und hier im Westen sich alles auszurichten scheint. Den finanziell schwachen Betrieben waren für den aufwandstarken Hackfruchtbau, wie überall, an sich schon Grenzen gesetzt.

60 Prozent des Hackfruchtbaues nahm die Kartoffel ein. Die Möglichkeiten für den Absatz von Speisekartoffeln waren nicht groß. Der Einkellerungsbedarf in unseren drei Städten war nicht hoch, da ein großer Teil auch der städtischen Bevölkerung seine Kartoffeln selbst anbaute. Königsberg zog außer den „Blanken“, Hochmoorkartoffeln aus dem großen Moosbruch, masurische Kartoffeln, die ärmer aufgewachsen waren, vor. Ebenso war die industrielle Verwertungsmöglichkeit sehr gering, da es Brennereien außer in Kleinhof meiner Erinnerung nach im Kreisgebiet nicht gab. So blieb außer dem Verkauf als Pflanzkartoffeln in den Saatzuchtbetrieben, deren Anbau, Bereinigung und Lagerung viel Interesse, Zeit und Verständnis erforderte, nur die Verwertung durch den Schweinemagen.

Der Anbau von Zuckerrüben ist kaum erwähnenswert. Nachdem etwa um 1890 am Bahnhof Tapiau eine Zuckerfabrik gebaut war, gingen viele Betriebe auf den damals zum großen Teil noch nicht dränierten Feldern zum Rübenbau über. Es gab schwere Fehlschläge, so daß die Fabrik nach wenigen Jahren wegen ungenügender Verarbeitungsmengen geschlossen werden mußte. Auch zuletzt war trotz boden- und bearbeitungsmäßig besserer Grundbedingungen der Ertrag an Zuckerrüben verhältnismäßig gering, selten über 300 bis 320 dz je ha, desto höher aber bei dem doch schon recht maritimen Klima der Blätterertrag, der siliert ein ausgezeichnetes und billiges Winterfutter für Rindvieh und Schafe brachte. Sehr viel günstiger waren die Ertragsmöglichkeiten für Futterrüben und Wruken, die etwa im Verhältnis 4 : 1 angebaut wurden. Gemessen am Viehbestand war die Anbaufläche nicht hoch, unter 6 Ar je Stück Rindvieh. Sie nahm aber in den letzten Jahren ständig zu, mitveranlaßt durch die nicht nur kreisbedingte Umstellung der Schweinefütterung auf einen größeren Anteil an Gehaltsrüben.

Die Besitzgrößenstruktur war gut ausgeglichen. Etwa ein Drittel der landwirtschaftlichen Nutzfläche wurde in bäuerlichen Betrieben bewirtschaftet, ein Drittel in großbäuerlichen und ein Drittel in Großbetrieben über 200 ha. Die größten Güter im Kreise waren Kuglacken mit etwa

5200 Morgen Nutzfläche, die allerdings noch von fünf Vorwerken aus bewirtschaftet wurden, und Sanditten mit 5300 Morgen. Es folgten Parnehmen mit 4000, Taplacken mit 3300 und Leißbienen mit 3200 Morgen landwirtschaftlicher Nutzfläche.

Domänen im Staatsbesitz hat es nur drei im Kreise gegeben, Taplacken, Kleinhof-Tapiau und Gauleden. Der Anteil an der landwirtschaftlichen Gesamtfläche betrug etwa zwei Prozent. Die Domänen waren verpachtet, meist durch mehrere Generationen an dieselbe Familie. In der Bewirtschaftung der öffentlichen Hand befanden sich das zur Heil- und Pflegeanstalt gehörende 250 ha große Gut Allenberg, das zum Landeserziehungsheim gehörende 200 ha große Gut Altwalde, das unter Pfarrer Meyhöfers Verwaltung auch oft gute Bullen für die Zuchtviehauktionen stellte, und das mir benachbarte Gut Hubenhof, zur Heil- und Pflegeanstalt Tapiau gehörend.

Aufgesiedelt waren vor dem Ersten Weltkrieg das Gut Irglacken, wo damals eine Reihe von Wolhyniendeutschen angesetzt wurde, in den Nachkriegsjahren Kapkeim, Popelken, das Vorwerk Götzendorf und Poppendorf. In diesen Krisenjahren haben, wie auch in anderen Kreisen, zahlreiche Güter den Besitzer gewechselt, eine ganze Reihe, besonders auf den schweren Böden im Bezirk Allenburg-Wehlau, sind jahrelang von Banken bewirtschaftet worden, die die Güter übernommen hatten, um ihre Hypotheken zu retten. Mit zunehmender Besserung der Wirtschaftslage haben sich aber auch für diese Güter Käufer gefunden, allerdings zum Teil mit nur sehr geringen Anzahlungsbeträgen.

Über die Verwendung von Handelsdünger, die meist einen Maßstab für die Produktionshöhe eines Gebietes gibt, habe ich leider in den mir von der Landsmannschaft zur Verfügung gestellten statistischen Zahlen keine Unterlagen gefunden. Ich entsinne mich aber aus meiner Tätigkeit im Vorstand der An- und Verkaufsgenossenschaft den Eindruck eines verhältnismäßig hohen Düngemittelumsatzes gehabt zu haben. Diese Genossenschaft mit ihren drei Geschäftsstellen in den drei Städten hat sich segensreich auf die wirtschaftliche Entwicklung der Landwirtschaft des Kreises ausgewirkt.

Entsprechend den gegenüber dem Westen unseres Vaterlandes durchschnittlich größeren Besitztümern war bei uns die Zahl der Helfer neben den Besitzerfamilien wesentlich größer als dort. Von ihrer Einstellung zum Betrieb, von ihrer Liebe zum Vieh, ihrer Freude an gut stehenden Feldern und von ihrer Einsatzfreudigkeit hingen in starkem Umfang Produktion und Erfolg eines größeren landwirtschaftlichen Betriebes ab. So fühlte sich mit wenigen Ausnahmen jeder für das ihm anvertraute Vieh so verantwortlich, als ob es sein eigenes sei. — Unsere Kinder bemerkten mit großem Erstaunen erst im Kriege, daß die Pferde nicht Eigentum der Gespannführer waren. Wenn im Kreise Wehlau auch durch die Nähe der Großstadt Königsberg die Bodenverbundenheit der auf dem Lande arbeitenden Familien nicht ganz so stark war, wie in den verkehrs-

ungünstigeren Gegenden unserer Provinz, so war doch fast überall noch ein großer Teil der Deputanten seit Generationen in demselben Betrieb tätig. Die Kinder der Besitzerfamilien — bei uns hießen ja die Bauern Besitzer, die größeren Gutsbesitzer — wuchsen mit denen der Landarbeiterfamilien zusammen auf. Wie oft haben „die armen Kindchen vom Hof“, wenn sie „so dollen Hunger“ hatten und doch in der Küche bei der strengen Mutter keine Zwischenmahlzeit erhielten, bei einer mitleidigen Deputantenfrau ein Zuckerbrot oder Flinsen bekommen, so daß die Mutter sich nachher wundern mußte, wenn das Mittagessen nicht so recht schmecken wollte. So bestand mit ihrem Betrieb von Jugend auf eine Verbundenheit der Betriebsangehörigen, die durch äußere Einflüsse nicht so leicht erschüttert werden konnte. Die sozialen Spannungen und Gegensätze waren deshalb in keinem Betriebszweig so gering wie in der Landwirtschaft. Wenn ich in einem Gespräch mit dem Betriebsleiter eines größeren süddeutschen Landwirtschaftsbetriebes die Ansicht vertreten fand, der Landarbeiter erhalte für seine Arbeit seinen Lohn, damit sei es genug, er solle dankbar sein, daß er so lange beschäftigt worden sei, so glaube ich, daß eine derartige Einstellung auch bei den krassesten Materialisten unter ostpreußischen Gutsbesitzern nicht möglich gewesen wäre. Manch junger Beamter hat es oft nicht leicht gehabt, wenn die Rechte und Ansichten eines alteingewessenen Deputanten mehr galten, als das, was der Beamte im Interesse des Arbeitsablaufs für richtig hielt. Lange, bevor es Arbeitsgerichte und eine Verpflichtung zur Einhaltung sozialer Gewohnheitsrechte gab, war es auf den Gütern eine Selbstverständlichkeit, daß die alten, nicht mehr arbeitsfähigen Familien Wohnung, Brennung und ein gewisses Deputat erhielten und so nicht nur auf ihre für heutige Begriffe sehr kleine Rente und die Unterhaltungspflicht der Kinder angewiesen waren. Bei gelegentlichen Wiedersehen mit unseren alten Familien denken diese noch immer gern an die gemeinsamen Weihnachtsfeiern zurück, und ich sehe noch die tränenumflorten Augen meiner zweiten Tochter, als der sehnlich erwartete Pferdestall nicht für sie, sondern für Trakowskis Gerhard bestimmt war. Das heute so viel besprochene gute Betriebsklima, das mit Hilfe von raffinierten Berechnungen aus Zweckmäßigkeitgründen für die Erhöhung der Arbeitsleistung geschaffen wird, war in den meisten Landwirtschaftsbetrieben bei uns eine aus dem Herzen geborene Selbstverständlichkeit.

Wenn man an unsere heimatliche Landwirtschaft denkt, denkt man selbstverständlich auch an Wild und Jagd. Wir hatten einen guten Besatz an Hühnern und auch einen ganz netten Hasenbestand. Rehwild war im großen Durchschnitt nicht stark vertreten. Rotwild war im Frisching und in den Waldrevieren nördlich des Pregels Standwild mit zum Teil starken Hirschen, in allen Waldrevieren Wechselwild. Der Elch, in früherer Zeit nur im Frisching Standwild, nahm gegen Ende und nach dem Kriege 1918 unter Verbreitung auch auf den nordwestlichen Kreisteil stark zu, so daß wegen des starken Schälsschadens an jungem Laubholz

der Abschluß verstärkt freigegeben werden mußte. Dieses urige Wild, das Wahrzeichen Ostpreußens, war verhältnismäßig zutraulich. Ein junger Stangenelch kam meiner Reitstute und mir an einem Abend mit einigen 100 m Abstand bis in die Nähe des Hofes nach, ein unvergeßliches Bild, das schwarze Stück gegen den roten Abendhimmel! Nur als dann das ganze Haus mit flatternden Schürzen — ich hatte einen Arbeiter hineingeschickt — über den Weidegarten angelaufen kam, hielt er das doch nicht aus. Auf den Drückjagden im Tapiauer Revier hatte man oft Elche, zum Teil bis auf wenige Schritte, vor sich. Bei einer Feldtreibjagd in Hasenberg habe ich einmal sogar einen Elch im Kessel gehabt, der vorher in einer kleinen Bruchdickung gestanden hatte. Es war gar nicht leicht, ihn aus dem Kessel herauszubekommen. Sehenswert war auch der Reiherhorst im Sanditter Wald östlich der Deime. Wenn die Zahl des Schwarzwildes auch — die Bauern sagten „Gott sei Dank“ — nicht hoch war, kann man doch von einem jagdlichen Dorado sprechen, das sonst in dieser Fülle des Gebotenen nicht überall zu finden war.

## Eine Wirtschaftsbeschreibung von Miguschen

Von Kurt Koppetsch

Miguschen war nach alter Überlieferung einst ein preußisches Bauerndorf, „Migutzin“ genannt. Etwa drei Bauern sollen dort vorwiegend vom Holzverkauf gelebt haben, bis das ganze Gelände eine Königsberger Holzhandlung kaufte, die das letzte schlagreife Holz herunternahm und es dann an den Landwirt Albert Louis Behrenz, den Großvater meiner Frau, — es kann 1850/52 gewesen sein — verkaufte. Dieser hat allmählich das Stubbenland zu Ackerland gemacht, nur einige 20 Morgen, hart am Gutshof, blieben noch Wald, desgleichen etwa 60 Morgen Bruch nach der Deime zu und etwa 120 Morgen im Anschluß an die Leiper Staatsforst, Bezirk Baining. Da in der südöstlichen Ecke erstklassiger Lehm gefunden wurde, hat der Großvater meiner Frau dort eine Ziegelei errichtet und die Ziegel für seine zahlreichen Gebäude selbst brennen lassen. Mittels einer von einem Pferd gezogenen Lorenbahn wurde ein Teil der Ziegel zur Ablage an die Deime gefahren und dort per Schiff nach Königsberg verladen. Daß die Ziegel, die den Namenseindruck „Migussen“ trugen, sehr gut waren, beweist ihre Verwendung als Außensteine bei den Festungsmauern und beim Bau der Altstädtischen Kirche in Königsberg. Auch die Bauern und Landwirte aus der Umgebung kauften die Ziegel sehr gern. Als der Hauptlehm abgebaut und der Betrieb nicht mehr rentabel war, soll die Ziegelei etwa 1905 stillgelegt worden sein.

Miguschen war 329,34 ha groß. Das Land wurde zuletzt etwa wie folgt genutzt: 630 Morgen Ackerland, 190 Morgen zweischnittige Wiesen,

40 Morgen Kunstwiese, 260 Morgen eingezäunte Weidegärten, 150 Morgen Wald, 20 Morgen Torfbruchwiese, 10 Morgen Gutsgarten, Rest: Wege, Teich und Hofraum.

Miguschen war also zum größten Teil urbar gemachtes Waldland, das von zwei Gräben, die gleichzeitig als Vorfluter dienten, durchzogen wurde; diese führten auch viel Wasser von der Staatsforst Leipen zur Deime.

Miguschen, bis 1933 „Myguszen“ genannt und geschrieben, liegt etwa 10 km von Tapiau entfernt, hart östlich der Deime gegenüber den Gütern Groß- und Klein-Kuglack. Es wurde im Norden, Osten und zum Teil auch im Süden von der Staatsforst Leipen umgeben, und zu einem kleinen Teil von den Ländereien des Gutes und des Gesamtschulverbandes Rockeimswalde begrenzt, zu dem außer Miguschen die Güter Rockeimswalde und Freudenberg gehörten.

Die nach dem Ersten Weltkrieg gebaute Kreischaussee, eine selten schöne, alte Birkenallee hatte ihr Platz machen müssen, durchschnitt das Ackerland von Süden nach Norden. Rechts der Straße lagen die Schläge mit schwererem Boden, links die leichteren Schläge. Das ganze Land war, soweit erforderlich, aus eigenen Mittel systematisch dräniert. Von der Chaussee bog man zur Linken in die etwa 300 m lange Auffahrtstraße zum Gutshof, hatte zur Rechten die Kälber- und Fohlgärten, eine hartgedeckte Bretterscheune mit angebautem Maschinenschuppen und zur Linken, hart am Hof die Gutsschmiede. Dann kam man auf den sehr großen quadratischen Gutshof. Man hatte links ein Stallgebäude, in dem Fohlen, Kutschpferde, Wagenschauer und Kunstdüngerraum untergebracht waren. Im Anschluß hieran stand das alte Gutshaus, in dem sich unten die Wohnung des Stockkammerers und die Schirrkammer befanden. Hier waren auch der Dieselmotor und die Dynamos für die eigene Licht- und Kraftanlage untergebracht. Die oberen Etagen wurden als Deputat- und Saatgutspeicher genutzt. Dann kam man an einem Teil des Gutsgartens vorbei zu dem 1860 erbauten neuen Gutshaus. Dieses, ganz unterkellert, hatte 16 Zimmer und auf der nach Westen gelegenen Rückseite eine sehr geräumige Veranda, von der man einen wunderbaren Blick über das breite Deimetal zu dem auf der gegenüberliegenden Höhe gelegenen Klein-Kuglack hatte. An das Gutshaus reihten sich die Geflügelställe. Dann kam ein langes Stallgebäude, in dem sich unter dem Futterspeicher die beiden großen Hydrophore und weiterhin der Gespannstall sowie der Schweine- und Jungviehstall mit einem darüber liegenden Schuppen befanden. Die Autogarage war am Giebel zum Geflügelstall angebaut. Im rechten Winkel zu diesem Stallgebäude folgte der 1925 umgebaute Kuhstall, der durch eine Wand vom Kälberstall mit dem Auslaufgarten getrennt war. Die Kühe standen auf Kurzständen nach „Wolf-Schweinsburg“ mit abgedeckter Jaucherinne. Die Jauche wurde unterirdisch in die an beiden Stallgiebeln in der Erde ausgebauten, großen, luftdicht abgeschlossenen Bassins geleitet, von wo sie jederzeit nach Bedarf ausgefahren und dann mittels Egge oder Jauchedrill in den Boden